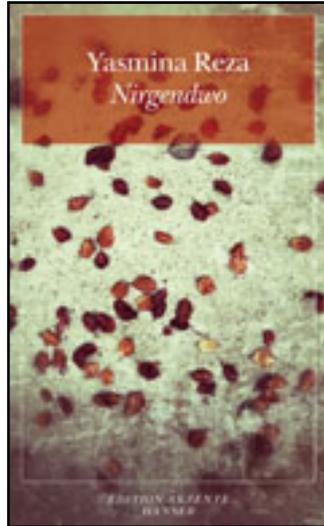


HANSER



Leseprobe

Yasmina Reza

Nirgendwo

Übersetzt aus dem Französischen von Frank Heibert, Hinrich
Schmidt-Henkel

ISBN (Buch): 978-3-446-23501-4

ISBN (E-Book):

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23501-4>

sowie im Buchhandel.

Nirgendwo

Ich kenne die Sprachen von Vater, Mutter, meinen Vorfahren nicht, keine davon, ich erkenne weder Gegend noch Baum, kein Boden gehört zu mir, wie man so sagt, ich komme von dort, es gibt keinen Boden, wo ich die brutale Sehnsucht nach der Kindheit empfinde, keinen Boden, wo ich schreiben könnte, wer ich bin, ich weiß nicht, von welchem Lebenssaft ich mich genährt habe, das Wort Herkunft existiert ebenso wenig wie das Wort Exil, ein Wort, das ich zwar zu kennen glaube, aber das ist falsch, ich kenne keine Musik der Anfänge, keine Melodien, keine Wiegenlieder, als meine Kinder klein waren, sang ich sie in einer Phantasiesprache in den Schlaf. Woher mein Vater kam, mein Vater selbst konnte nicht sagen, wo er herkam, aus Taschkent, aus Samarkand, Ländern, die er niemals gesehen hatte, aus Moskau, wo er geboren wurde, aus Deutschland, wo er seine erste, später vergessene Sprache gelernt hatte, er kam nirgends her, von wo er hätte erzählen, von wo er hätte Spuren aufweisen können, außer an seinem Körper, in seinen Augen und durch gewisse schroffe Verhaltensweisen. Ich habe die Stadt meiner Mutter gesehen, ich habe die Sprache meiner Mutter gehört, es gibt ein Land, das Ungarn heißt und zu ihr gehörte, von dem sie mir nichts erzählt hat und das mir nichts bedeutet. Ich kann nicht den Tisch decken wie meine Mutter, meine Mutter hat nie einen Tisch gedeckt, ich kann nicht, was Mütter können und was sie von ihren Müttern aus Tradition gelernt haben, ich habe keine Tradition, ich habe keine Religion, ich kann keine Kerzen anzünden, ich kann kein Fest feiern, ich kann nicht die Geschichte unseres

Volks erzählen, ich wusste nicht einmal, dass ich ein Volk hatte. Ich mag den Namen der französischen Regionen, ich mag die Namen Creuse, Vendée, Haute-Marne, Franche-Comté und auch andere Namen, Königreiche von Landschaften, fernere Namen als fremde Länder, Namen, die mich ausschließen, ich habe kein Haus, von Zeit zu Zeit träume ich von einem Haus, nicht von einem Ferienhaus, sondern von einem Haus, um mich darin zu vergraben. Ich will kein Wohleben, ich will Schmucklosigkeit. Ich träume von einer Zuflucht. Und ich will Hügel und Wälder zum Wandern. Frankreich ist das alles und war es immer, Namen von Orten, von Gemeinden, diese unerreichbaren Oasen, diese Friedhöfe für Generationen. Ich habe keine Wurzeln, kein Boden hat mich geprägt. Ich habe keine Herkunft. Wenn ich in der Zeitung lese: Iranerin, Russin, Jüdin, Ungarin, dann sind das Worte, die ich gesagt habe. Es gibt keine Bilder, kein Licht, keinen Geruch, nichts. Es gibt nicht einmal Fotos. Ich habe Fotos gefunden, die Marta Andras bei sich zu Hause neunzehnhunderteinundneunzig gemacht hat, mit mir und Veronka Ligetti. Diese Fotos, auf denen wir unablässig lachen, rühren mich. Wir lachen vor Erschöpfung. Marta drückte nie auf den Auslöser und monierte die ganze Zeit nur unsere mangelnde Natürlichkeit. Marta starb ein Jahr später, was aus Vera Ligetti geworden ist, weiß ich nicht. Aber was mich an diesen Fotos am meisten rührt, ist Martas Wohnung, diese heimatlose Wohnung, das Porzellan, die Bilder, Elefanten, Teekannen, Buddhas, heimatlose Lampen, sogar heimatlose Blumen, der duftige, hell gemusterte Sofa bezug, der sagt, von nun an will ich etwas Sauberes, Neues, Fröhliches. Sie war meine Agentin und Freundin bis zu ihrem Tode, ich habe in *Hammerklavier* von ihr erzählt. Sie hatte bei unserem ersten Treffen zu mir gesagt, ich habe

es nicht eilig, überlegen Sie es sich, lassen Sie sich Zeit, ich will Sie nicht hetzen. Sie hatte mir eine Orchidee geschenkt, die mich lang auf ihrem Sekretär liegend erwartete. Nachts war ich mit der Blume aufgebrochen, schwindlig vor Aufregung. Am nächsten Morgen klingelte zu frühester Stunde das Telefon: Na, und, hatte sie mit ihrem ungarischen Akzent geseufzt, ungarischer als der meiner Mutter, den ich gar nicht höre, was ist los? Was haben Sie entschieden? Warum dauert das so lang? Ja, ja, Marta, pardon, antwortete ich, ich gebe zu, das hat sehr lang gedauert, absurd lange, beeilen wir uns, ja, denn ich weiß nicht, wohin wir unterwegs sind, ob es weit ist oder nah, hinauf oder hinab. Wenn ich meine Mutter nach ihrer Kindheit befrage, sagt sie mindestens zehn Mal im Laufe des Gesprächs, das sie verdrießt: Man muss ein neues Kapitel beginnen. Ein neues Kapitel beginnen, das kehrt wieder, ohne dass ich je dazu käme, das vorige zu sehen. Sie sagt, man kann nicht darüber grübeln, was man war, sagt sie, es ist idiotisch, sich nach einer Welt zu sehnen, die es nicht mehr gibt. In einem Flur meiner Kindheit gab es ein Bild, ein Gemälde, auf dem sie Geige spielte. Meine Mutter war Geigerin, ich habe sie nie gehört. An der Schule schrieb ich trotzdem »Geigerin« in das Feld »Beruf der Eltern«. Die Geige liegt verlassen ganz hinten auf dem oberen Regalbrett eines Wandschranks, ich habe sie nur einmal in meiner Jugend mit eigenen Augen gesehen. Vor einiger Zeit hat sie sie verkaufen wollen. Nur um sie loszuwerden, sie war nichts wert. Schließlich hat sie sie einem jungen Portugiesen geschenkt, ohne uns etwas davon zu sagen. Mir tut es darum nicht leid. Und was einen Ort betrifft, einen Raum meines Lebens, es gibt keinen Ort, um den es mir leid täte, und wenn ich das schreibe, denke ich an keinen konkreten, realen Ort, es tut mir nur um Zeiten und

Gegenden leid, die ich nicht kenne, ich bin zu der wildesten Sehnsucht in der Lage, wenn es um Gegenden geht, wo ich noch nie gewesen bin. Ich habe zu meiner Verwunderung folgende Passage in *Ich – ein anderer*, dem Tagebuch von Imre Kertész, gefunden: »Noch nie habe ich die gravierende Tatsache analysiert, dass das Lieblingsmärchen meiner Kindheit *Das hässliche Entlein* war. Ich habe es oft gelesen und jedes Mal fleißig geweint. Es ist mir häufig auf der Straße, im Bett vor dem Einschlafen usw. in den Sinn gekommen, als Trost, der sich an allen für alles rächt. Womöglich sagt es mehr über meine geheimen Lebensgrundsätze aus als die großen Jugendlektüren, von denen ich glaubte, sie hätten mein Schicksal tiefgreifend verändert, hätten meine Wege – oder Irrwege – bestimmt.« Wie oft habe ich mir bei zufälliger Lektüre gesagt: Das hätte ich gern geschrieben, oder: das hätte ich geschrieben haben können, aber das sagt man so und meint den Gedanken, eigentlich nie die Formulierung. Die Kertész-Passage traf mich wie etwas, das ich *wortwörtlich* so hätte geschrieben haben können. Ich glaube, eine solche Entsprechung ist mir noch nie untergekommen, und sie ist um so seltsamer, als es sich um einen persönlichen Gedanken handelt, ein Geständnis. Vielleicht liegt der einzige Unterschied in diesem Punkt. Allein hätte ich das niemals geschrieben. Ohne Kertész wäre diese Beziehung zum hässlichen Entlein in meinem Gedächtnis vergraben geblieben, zusammen mit den anderen überdeckten und verschwiegenen Dingen. Die Art und Weise, wie Imre Kertész diese Tatsache berichtet, aufs Wort genau, wie ich es hätte tun können, wenn ich gewagt hätte, sie zum *Stoff* zu machen und selbst zu formulieren, zwingt mich zur Aufdeckung. Ich kann nicht ungerührt zulassen, dass ein anderer einen Winkel meines Daseins zutage fördert. Denn es gibt einen

harten Erdboden, festgetreten seit Jahren, den es vielleicht eines Tages, wenn ich genug Kraft und Mut dazu aufbringe, umzugraben gilt. Während einer Phase meiner Kindheit, die kurz war und an die ich mich nicht erinnere, hat unser Vater uns mit einer 8-mm-Kamera gefilmt. Auf diesen wenigen Filmen, die ich als Erwachsene entdeckt habe, sehe ich mich herumspringen und -wirbeln, so wild wie nur was, ich bin allein vorm Objektiv, und ich bin aufgeregt, in allen Filmen, wo ich zu sehen bin, am Strand oder anderswo, ich bin aufgeregt, und wenn ich einmal aufhöre oder außer Puste gerate, fange ich danach gleich wieder an. Wenn ich dieses irre Kind sehe, höre ich die Stimme meines Vaters rufen: Beweg dich, beweg dich! Um das magische Funktionieren der Kamera zu bestätigen, musste sich das gefilmte Objekt bewegen. Und ich tat es, um ihm eine Freude zu machen, die anderen Kinder waren natürlicher, zurückhaltender oder gleichgültiger, ich zappelte absurd herum, ich tobte herum, um ihm eine Freude zu machen. An lebendigen Spuren von früher sind mir nur diese Bilder von der kleinen Aufziehpuppe geblieben, vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte gar nichts gesehen, statt dieser beklommenen Atemlosigkeit. Ich habe keinerlei Erinnerung an die Orte, an denen wir waren. Es erstaunt mich sogar, dass es am Strand ist. Wir fuhren nicht ans Meer, oder ich kann mich nicht daran erinnern. Es sind keine Bilder der Freude. Das kann man nicht sagen. In den Augen, die als funkensprühend galten – trotz des aufgerissenen Mundes, denn mein Vater sagte offenbar nicht nur: Beweg dich, sondern auch: Lach, lach –, sehe ich nicht nur den Wunsch zu gefallen und es richtig zu machen, ich sehe auch die *Unsicherheit*. Ich wüsste gerne, wo wir da waren. Ich kann mich nicht erinnern. Oft weiß ich nicht, wo ich auf unseren Albumfotos gerade bin. Die

Landschaft sagt mir nichts. Die Leute auch nicht. Diese Beschreibung von Stefan Zweig habe ich bei Klaus Mann gefunden: »Er kam mir auf der Fifth Avenue entgegen, ohne mich übrigens gleich zu bemerken. Er war ›in Gedanken‹, wie man wohl sagt; es dürften keine sehr vergnügten Gedanken gewesen sein. Die Sonne schien, der Himmel lächelte; nicht aber ›good old Stez‹, der eher düster wirkte. Da er sich unbeobachtet glaubte, gestattete er seinem Blick, starr und gramvoll zu werden. Keine Spur mehr von der heiteren Miene, die man sonst an ihm kannte. Übrigens war er an diesem Morgen unrasiert, wodurch sein Gesicht erst recht verfremdet und verwildert schien. Ich sah ihn an, das Stoppelkinn, die blicklos finsternen Augen, und dachte mir: Nanu! Was ist los mit ihm? Dann ging ich auf ihn zu: ›Wohin des Weges? Und warum so eilig?‹ Er fuhr zusammen wie ein Schlafwandler, der seinen Namen hört. Eine Sekunde später hatte er sich gefaßt und konnte wieder lächeln, plaudern, scherzen, verbindlich, angeregt wie eh und je [...].« Ich habe immer unter dem Blick der anderen geschrieben, wie jemand, der weiß, dass man ihn betrachtet. Ich habe das Düstere heiter und liebenswert gemacht. Kann man schreiben wie ein Mensch, der nicht weiß, dass man ihn betrachtet? In Klaus Manns Text sehe ich allerdings zwei Facetten der Wahrheit, denn bewusst höflich und angeregt aufzutreten, verrät ebenso viel vom innersten Wesen des Menschen wie vom Düsternen des Augenblicks, wenn nicht mehr. Wo gehen Sie hin? Warum haben Sie es so eilig? Wo gehen Sie so eilig hin, mit erloschenem Blick? Auf dieser Avenue, eilig weshalb? Ja, Marta, pardon, hatte ich vor sechzehn Jahren geantwortet, beeilen wir uns, ja, denn ich weiß nicht, wohin wir unterwegs sind, ob es weit ist oder nah, hinauf oder hinab. Ich beeile mich schon seit langem ohne Sie. Von dort aus, wo

Sie jetzt sind, wissen Sie, ob der Weg weit war und hinauf-
führte. Seit Sie nicht mehr leben wollen, beeile ich mich
ohne Sie, und wenn mich niemand betrachtet, können im-
mer noch Sie sehen, wie ich bin. Auf meinem Balkon habe
ich eine langsam rankende Pflanze, deren Namen ich
nicht weiß, von Zeit zu Zeit setzt sich ein Trieb mit einigen
Blättern an der Spitze in Bewegung, zur Außenmauer hin,
verschwindet um die Ecke und versteckt sich. Sie hat ge-
nug Platz, um sich woanders auszubreiten, und sucht die
Sonne nicht. Sie will sich verstecken, sie will allein sein. Ich
hole sie zurück, ich bringe sie wieder zum Licht. Ich habe
den treffenden Satz von Roland Barthes ja bereits erwähnt:
»... wissen, dass diese Dinge, die ich schreibe, mir nie die
Liebe dessen eintragen werden, den ich liebe ...« Was man
hervorbringt, ist wie ein Kleidungsstück, ein Element, das
mit einem verbunden ist, eine äußerliche Eigenschaft, un-
veräußerlich, aber dir selbst äußerlich, so dass die Aner-
kennung, die Wertschätzung, all die Bekundungen von
Achtung so unbedeutend werden. Es ist eine Illusion zu
glauben, Bewunderung könne eine affektive Fortsetzung
haben. Unter den Sachen meines Großvaters, in New York,
war ein Foto des hässlichen Entleins. Ich bin vierzehn Jah-
re alt, im Stehen aufgenommen, auf einem Rasen in der
Schweiz (das weiß ich wegen der Holzbalustrade im Hin-
tergrund), ich trage eine kurzärmlige weiße Bluse, weiße
Shorts mit breitem weißem Gürtel und Goldschnalle, dazu
schwarze Slipper, meine Haare sind unter einem bedruck-
ten Kopftuch verborgen, ein Aufzug, ganz und gar nicht
zu meinem Alter oder zu der Zeit passend, aber doch ein
Bemühen um Eleganz, auch wenn das nicht das rechte
Wort ist, so unanmutig sind Körper und Gesicht, ein un-
gläubiges Bemühen, das sehe ich an den verkrümmten
Handgelenken, den etwas schräg stehenden Füßen, der

unglücklichen Miene, diesen Körper, dieses Gesicht, diese Kleidung trage ich immer noch in mir. Verteilt auf meine Figuren, verborgen auf den Seiten, allen unbewusst, auch mir, keiner weiß, woher die Befehle kommen, die man den Worten gibt. Nichts zu holen aus der Kindheit. Früher oder später kehren Schriftsteller zu ihrer Kindheit zurück. Ich kehre nirgendwohin zurück, nirgends gibt es einen Ort, an den ich zurückkehren könnte. Entlang langer Mauern, lange Wartezeiten, Brachen in neuen Vorstädten, ohne Geschichte, Hochhäuser statt Einfamilienhäuser, Hochhausblöcke, die »Residenz« genannt wurden. Korridore, Wohnungsecken, äußerst aufgeräumtes Schlafzimmer. Bestimmte Landschaften. Bestimmte Ereignisse. Wenn ich mich anstrengen würde, fiel mir noch mehr ein, aber das ist absolut uninteressant. Josiane, die auf Tournee in Lyon ist, schreibt mir diese Zeilen: »Im Park nebenan, wo die Seele meines Vaters schwebt, der hier praktisch jeden Tag seines Lebens zum Laufen herkam, ein Vorläufer aller Joggler, und um zu radeln, als er nicht mehr laufen konnte, bin ich die Wege noch einmal abgeschritten, die ich in allen Lebensaltern gegangen bin. Einmal sah ich meine Mutter, wie sie heimlich Akazienblüten abzupfte und die Blütenblätter aß. Sie, die so maßvoll war, so bedacht, der die Vernunft über alles ging, aß Blüten und versteckte sich im Beisein ihrer bass erstaunten Kinder vor den Parkwärtern.« In meinen Parks drohen keine Gefahren. Ich kann problemlos daran entlanggehen und sie sogar durchqueren. Da lungert keine Menschenseele herum. Ich bin beruhigt. Die glückliche Kindheit ist eine unnütze Last für die Zukunft. Die Kindheit überhaupt. Ganz gleich welche. Josiane ist den Weg zwischen der Arztpraxis ihres Vaters und der Familienwohnung noch einmal gegangen: »... Ich bin den Weg noch einmal gegan-

gen, der mir als Kind wie eine kleine Reise vorkam, zwischen PRAXIS und WOHNUNG. Fünf Minuten zu Fuß. Die Sonne auf der Straße. Mein Vater, der so stolz darauf war, dass wir in diesem bürgerlichen Viertel in der Nähe eines schönen Parks wohnen konnten.« PRAXIS und WOHNUNG hat sie in Großbuchstaben geschrieben. Sie geht also diesen Weg noch einmal, und ohne es zu sagen, ohne dass es auffiele (es sei denn gerade durch dieses wunderbare Detail), spüre ich, dass ihr das Herz schwer wird. 1987 hat Didier von weitem, ohne Beleuchtung, mit einer einzigen Kamera eine Vorstellung von *Gespräche nach einer Beerdigung* im Théâtre Paris-Villette aufgenommen. Ich weiß nicht mehr, warum wir das machten, was jedem ganz natürlich erscheint, war es für mich schon mal nicht, ich habe nie gefunden, dass man eine Theateraufführung *archivieren* muss (grässliches Wort). Einige Monate später schaute ich mir diese Kassette an, nur den Anfang, die ersten Minuten, bis die Figuren gehen, auftreten, abtreten. Man sah nicht besonders viel, man sah die Gesichter nicht im Detail, aber man hörte den Ton, ich würde nicht sagen: die Worte, eher die Schritte der Schauspieler auf der Bühne, ein bestimmtes Geräusch von Schritten auf diesem Holzboden, auf das ich nie geachtet hatte, das aber aus unerfindlichen Gründen die Seele des Stückes in sich trug und mit seinen unterschiedlichen Klangfarben für Entfernung und Vergessen stand. Dieses Geräusch der Schritte, das ich im wahren Leben nie mehr hören werde, rief in mir eine so jähe, unbeschreibliche Wehmut über Vergangenheit und Zukunft hervor, dass ich die Aufzeichnung nicht weiter ansehen konnte und es auch nie wieder versucht habe. Ist das nicht genau die Art Wehmut, die die Menschen bei der Begegnung mit ihrer Kindheit erfasst? Auf der Straße vor der Schule gab es lange zu einer Seite

nur eine lange Mauer, die ein unerforschtes Gelände verbarg. Meistens benutzte ich das Trottoir gegenüber, das weniger gleichförmig war, aber es kam auch vor, dass ich über die Straße ging, an der Mauer entlang. Eine Straße im Werden, die bis zu unserem Mietshaus führte. Ich habe meine Schwester gefragt, was eigentlich aus unserem Zimmer wurde, nachdem ich es mit fast fünfzehn verließ, ich kann mich, sagte ich zu ihr, überhaupt nicht daran erinnern, wie es war, als du allein darin gewohnt hast. Aber, antwortete sie, es hat sich überhaupt nicht verändert, es ist gleich geblieben. Ich denke an unser Zimmer, stets äußerst aufgeräumt, aufgeräumt, damit nichts herumlag, nicht ein Spielzeug, nicht ein Kleidungsstück, nicht ein einziger Gegenstand, der nicht unmittelbar gebraucht wurde. Ich frage: Dieselbe Tapete? (Gänseblümchensträuße, senkrecht übereinander.) – Ja. – Der Schreibtisch? – Ja. – Hast du etwas an die Wand gehängt? – Nein. – Mochtest du unser Zimmer? – Nein. Aber ich mochte die Kastanie vorm Fenster. Ich sage zu ihr, dass ich mich an die Kastanie nicht erinnere, sie wundert sich, aber ja doch, die liebe Kastanie! Plötzlich denke ich an *Eine Verzweiflung* und an die Figur des Lionel, der tagtäglich zu allen Jahreszeiten die Kastanie vor seinem Fenster betrachtet, und mir kommt der skurrile Gedanke, den ich sofort verwerfe, dass diese erfundene Kastanie an der Kreuzung Laugier-Faraday womöglich nichts anderes ist als eine Transplantation unserer Kindheitskastanie, an die ich mich überhaupt nicht erinnern kann, aber ich verwerfe diesen Gedanken, diese Kindheitskastanie ist verblasst, es hat seither andere gegeben. Es war weder mein Zimmer noch war es für mich gedacht, dieses ordentliche Zimmer, in dem ich mich jahrelang aufgehalten habe und das heute jemand anders bewohnt, der dasselbe Rechteck da draußen sieht, den

Baum, falls er noch existiert, das Leben auf den Gleisen, die Güterzüge und die Anhöhe dahinter, ein halb leeres Zimmer nach Norden, ein Durchgangsort, von zwei Seitentüren durchlöchert, den man ohne Bedauern verlässt, auf der Flucht in die Zukunft. Ab und zu denke ich an die kurze Reise, die wir mit meiner Mutter nach Budapest gemacht hatten. Eine Rückkehr in ihre Geburtsstadt, in ihr Geburtsland, als gäbe es weder Geburtsstadt noch Geburtsland, eine heiter-entspannte Reise, als wären diese Worte, die für mich – man fragt sich warum – einen lastenden, ja altehrwürdigen Sinn haben, bloße literarische Trugbilder. Vor kurzem hat jemand zu mir gesagt, dass er einen bestimmten Ort liebe, weil das seine Heimat sei. Menschen, die *meine Heimat* sagen können, meinen oft ein Dorf, einen Winkel, mit Heimat ist doch immer das gemeint, ein Ort des Anfangs, eine Parzelle, allzu groß darf es nicht sein. Welcher Unterschied besteht zwischen den Menschen, die einen eigenen Winkel haben, und denen, die keinen haben? Was nutzt ein Ort, eine Gegend, Wurzeln, weil man doch sowieso –? Es hat für uns nie Gräber gegeben, keinen Ort für die Toten. Ich hatte eine kleine Schwester, die gestorben ist, ich weiß nicht, wo sie liegt. Meine Großeltern mütterlicherseits sind irgendwo in New York, ihre Asche, meine Mutter weiß nicht wo. Meinen Vater und seine Eltern, die habe ich *in die Stadt* geholt, bevor er starb, damit ich sie nicht in der Ödnis der Vorstadt begraben musste, neben dem Autobahnring, wo er kurz zuvor seinen Bruder verscharrt und seine eigenen Eltern von wer weiß wo heimgeholt hatte, noch nicht mal im jüdischen Teil des Friedhofs, eines Tages hatte ich, da ich wusste, er war krank, er war hinüber, um es ganz klar zu sagen, ihn auf der Straße gefragt, wenn du stirbst, willst du ein religiöses Begräbnis? Er war stehen geblieben, um sich zu entrüsten, ja, natür-

lich, was für eine Frage! Ich hatte gesagt, Omi ist nicht mal im jüdischen Teil des Friedhofs bestattet, und er hatte geantwortet, tja, das ist ein Fehler. Daher weiß ich heute, wo er ist, und sein Vater auch, seine Mutter, sein Bruder, ich weiß, wo sie sind, im jüdischen Teil des Friedhofs von Montparnasse, wo wir wie durch ein Wunder drei Grabstellen bekommen haben, aber das ist ein absolut neuer Boden, ohne Wurzeln, ganz zufällig liegen da ein paar Leichen, ohne Verbindung zu irgendetwas, ich empfinde es wie eine Art sozialen Aufstieg, dass sie da liegen, mitten in Paris, neben bekannten französischen Kulturschaffenden, als wären sie Neureiche des Todes.